

Was bleibt: Schlüsselbegriffe, Merkmale und Funktionen Offener Kinder- und Jugendarbeit

von Willy Klawe

Im Februar fand in Eimsbüttel ein Fachtag „Kontinuität im Wandel in der offenen Kinder- und Jugendarbeit“ statt, dessen Ziel es u.a. war zu klären, welche bezirklichen Ziele zukünftig für dieses Arbeitsfeld vereinbart werden sollten. Angesichts der vielen neuen Aufgaben, die der OKJA in den letzten Jahren zugewachsen sind, erschien es den Veranstaltern sinnvoll, im Sinne einer Rückbesinnung und Selbstvergewisserung zu prüfen, welche Relevanz „alte“ Handlungsprinzipien noch haben. Der nachfolgende Beitrag fasst die zentralen Aussagen meines Impulsreferates dazu zusammen.

Prinzip Offenheit

Offenheit bedeutet konkret

- die Einrichtung kann ohne besondere Voraussetzungen besucht werden;
- die Zugänge sind niedrighschwellig;
- was Kinder und Jugendliche mitbringen, ist Thema;
- diese Themen sind der eigentliche Arbeitsauftrag und keine „Störungen“ von Angeboten und deren Zielsetzungen;
- der Umgang mit ihnen ist ergebnisoffen.

Ganz praktisch markiert das Prinzip Offenheit wichtige Unterscheidungsmerkmale zu anderen Bildungs- und Sozialisationsinstanzen. Der Zugang und die Teilnahme an Aktivitäten der OKJA sind ohne Vorleistungen möglich, Kinder und Jugendlichen benötigen dazu keine „Eintrittskarte“, weder ein bestimmtes Bildungsniveau, spezifische Sprachkenntnisse oder verfügbare finanzielle Mittel sind nötig. Hierin unterscheidet sich OKJA von Schule und anderen Bildungsinstitutionen sowie von kommerziellen Freizeit- und Bildungsangeboten. Erwartet werden i.d.R. auch keine ideologische Zugehörigkeit oder kontinuierliche Verbindlichkeit (z.B. durch Anmeldung oder Mitgliedschaft). Darin unterscheidet sie sich von Angeboten kirchlicher und verbandlicher Jugendarbeit und von (Sport-)Vereinen.

Das Prinzip der Offenheit macht deshalb OKJA zu einem Ort der Begegnung von Kindern und Jugendlichen unterschiedlichster sozialer und kultureller Milieus. Sie hat damit ein integratives und inklusives Potenzial.



Foto: S. Baumgardt

Das klingt zunächst gut und verlockend, ist aber nicht umsonst zu haben. Ob dieses Merkmal Wirkmächtigkeit entfalten kann, hängt in erster Linie von der Gestaltung der Zugänge ab:

- das Angebot der Einrichtung muss attraktiv sein, also auf irgendeine Weise „den Nerv“ potenzieller BesucherInnen treffen;
- die Aktivitäten müssen kultur- und differenzsensibel gestaltet sein, damit sie für Jugendliche ganz unterschiedlicher Milieus, ethnischer Herkunft und gleichermaßen für Mädchen und Jungen reizvoll erscheinen;
- Revierkämpfe und exklusive „Besetzungen“ durch dominierende Cliques müssen ausgeglichen und reguliert werden.

Mit anderen Worten: die MitarbeiterInnen der OKJA müssen den Mut aufbringen, Offenheit zu steuern.

Offenheit bedeutet also nicht, offen zu sein für alles und jeden. Vielmehr ist es zwingende Aufgabe jeder Einrichtung, orientiert an einer sorgfältigen Sozialraumanalyse ein spezifisches konzeptionelles Profil zu entwickeln, das die Ziele und Angebote transparent macht.

In der konkreten Alltagsarbeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist damit ein ständiger Spagat zwischen zwei konkurrierenden Herausforderungen verbunden: Einerseits, Offenheit reflektiert zu gestalten (und damit auch zu begrenzen) und andererseits, Offenheit immer wieder neu herzustellen und Zugänge zu ermöglichen.

Lebenswelt- und Alltagsorientierung

OKJA findet im Alltag ihrer AdressatInnen statt:

- sie ist selbstverständlicher Teil ihres Alltags,
- ihre Themen und Angebote ergeben sich aus diesem Alltag,
- sie will mit ihren Aktivitäten zur gelingenden Gestaltung und Bewältigung dieses Alltags beitragen,
- Einrichtungen der OKJA sind Teil des alltäglichen Sozialraums der Kinder und Jugendlichen.

Die Orientierung an der Lebenswelt und die Nähe zum Alltag der Kinder und Jugendlichen hat für die Reichweite und Anforderungen an OKJA Vor- und Nachteile. Die Nähe zum Alltag und die Tatsache, dass Kinder und Jugendliche Bedürfnisse, Fragen und Probleme aus ihrem Alltag mitbringen, ermöglicht den MitarbeiterInnen, diese unmittelbar aufzugreifen, alltagsnah zu bearbeiten und so die AdressatInnen bei der Gestaltung eines gelingenden Alltags zu unterstützen. Das erhöht den Nutzen und „Gebrauchswert“ OKJA und erleichtert die Übertragung in den Alltag. Weil „das Leben“ sich auf diese Weise im Alltag der offenen Arbeit abbildet, bedarf es auch meist keiner „pädagogischen Inszenierung“ um Themen zu erkennen und zu benennen und dann angemessen zu bearbeiten.

Auf der anderen Seite beschreibt genau dieser Zusammenhang auch für die OKJA nachteilige Aspekte. Angesichts des teilweise immer prekärer und schwieriger werdenden Alltags vieler Jugendlicher, die zum Nutzerkreis von offenen Jugendeinrichtungen gehören, sehen sich die Einrichtungen mit steigenden sozialen und Existenz sichernden Aufgaben konfrontiert, die leicht zu Überforderungen führen können.

Die Konfrontation mit den Erwartungen der Kinder und Jugendlichen verbunden mit der zunehmenden gesellschaftlichen Inpflichtnahme der OKJA für soziale Regulierungsaufgaben durch Präventionsprogramme, SHA oder Berufsvorbereitung verleiten MitarbeiterInnen gelegentlich zu Selbstüberschätzung oder zur Pädagogisierung sozialer Problemlagen (s. weiter unten). Damit verwischen auch die Kernkompetenzen der offenen Arbeit.

Lebenserfahrungen, Deutungsmuster und Perspektiven der Kinder und Jugendlichen auf ihre Umwelt und sich selber werden wahr- und ernst genommen.

Das stellt sicher, dass Interessen und Bedürfnisse sichtbar werden. Ohne diese Orientierung kann OKJA nicht erfolgreich arbeiten. Darin unterscheidet sie sich von anderen Bildungs- und Erziehungsinstitutionen. Auf diese Weise transportiert Lebenswelt- und Alltagsorientierung als Arbeitsprinzip ein hohes Maß an Anerkennung und Wertschätzung der Kinder und Jugendlichen als eigenständige Persönlichkeiten und ihrer Bewältigung des Alltags unabhängig von Vorleistungen, Bildungsgrad oder Wohlverhalten. Deshalb ist

Hinter vielen neuen Aufgabenfeldern, die die OKJA zusätzlich übernommen hat, verbergen sich Pädagogisierungen sozialer und gesellschaftlicher Probleme.

OKJA ein besonderer Ort für Kinder und Jugendliche, die woanders ausgegrenzt werden oder nicht mithalten können.

Grundhaltung Parteilichkeit

Parteilichkeit bedeutet:

- Kinder und Jugendliche zu schützen und ihnen Schutzräume zu bieten;
- ihnen Erfahrungs- und Möglichkeitsräume für ihre Bedürfnisse und Interessen zu bieten;
- ihre Interessen gegenüber Politik und sozialer Umwelt zu vertreten;
- im Sozialraum mit ihnen Ressourcen zu erschließen und Netzwerke der Unterstützung zu knüpfen.



Parteilichkeit bedeutet nicht, soziale oder gesellschaftliche Probleme zu pädagogisieren, sondern sich als JugendarbeiterIn politisch dafür zu engagieren, dass sich die Bedingungen des Aufwachsens von Kindern und Jugendlichen und ihre Perspektiven verbessern. Hinter vielen neuen Aufgabenfeldern und Funktionen, die die OKJA in den vergangenen Jahren zusätzlich übernommen hat, verbergen sich Pädagogisierungen sozialer und gesellschaftlicher Probleme. Schwierige Übergänge ins Berufs- und Arbeitsleben, Politikmüdigkeit, Gewalt, Rassismus oder Salafismus, um nur einige Beispiele zu nennen, werden nicht in erster Linie politisch bewältigt, sondern zu pädagogischen Herausforderungen umdefiniert und als neues Aufgabenfeld der OKJA übertragen.

Für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der OKJA verbirgt sich da hinter eine doppelte Falle:

wir wollen den konkreten („unseren“) Jugendliche helfen; wir erhalten – wenn wir diese Aufgaben übernehmen – als JugendarbeiterInnen Anerkennung und Zuwendung (im doppelten Sinn).

Wir verlassen und überschreiten damit aber nicht nur die Kernkompetenzen OKJA und begeben uns in Konkurrenz zu Bildungsinstitutionen, die nach völlig anderen Arbeitsprinzipien funktionieren, sondern es ist auch in hohem Maße fraglich, ob wir erfolgreich bei dem Versuch sein können, allein mit pädagogischen Mitteln prekäre soziale und gesellschaftliche Strukturen zu verändern.

Freiwilligkeit und Partizipation

Kinder und Jugendliche nutzen die Einrichtungen der OKJA freiwillig und entscheiden selbst darüber, welche Angebote sie

wahrnehmen, worauf und wie lange sie sich einlassen. Sie sind damit autonome Subjekte, die die OKJA (mit-) gestalten. Mit ihnen müssen Ziele und Angebote immer wieder neu ausgehandelt werden. Partizipation ist daher nicht ein „totes Feld“ politischer Bildung, sondern Prinzip des Alltagshandelns in der OKJA. Gibt es die Möglichkeit partizipativer Aushandlung nicht, stimmen die AdressatInnen mit den Füßen ab.

Die Freiwilligkeit der Teilnahme und die damit verbundene „eingeschränkte Verbindlichkeit“ bedeutet für die offene Arbeit auch eingeschränkte Planbarkeit der Arbeit und erfordert hohe Flexibilität von den MitarbeiterInnen. Was heute mit den Kindern und Jugendlichen abgesprochen wurde, muss morgen nicht mehr stimmen. Sturzenhecker (2005) nennt das zu Recht die „organisierte Anarchie“, die er als charakteristisch für die OKJA ansieht. Freiwilligkeit zwingt zur täglichen Aushandlung. Damit findet in der OKJA jeden Tag in der gemeinsamen Gestaltung des Alltags eine praktische, altersgemäße und wirkungsvolle Partizipation statt, die weniger ihren Ort in pädagogisch inszenierten Gremien (Kinderrat, Vollversammlung etc.) hat, die sich eher an Partizipationsvorstellungen und Modellen der Mitwirkung Erwachsener orientieren, sondern unmittelbar mit spürbaren, zeitnahen Konsequenzen erfolgt. Diese unmittelbare Partizipation ersetzt keine repräsentativen, formalisierten Formen der Beteiligung, an deren altersangemessener Gestaltung muss allerdings auch zehn Jahre nach der Globalrichtlinie noch deutlich gearbeitet werden.



Foto: S. Baumgardt

Es ist in hohem Maße fraglich, ob wir erfolgreich dabei sein können, mit pädagogischen Mitteln prekäre soziale und gesellschaftliche Strukturen zu verändern.

Beziehungsarbeit als (legitimes) Mittel zum Zweck
Unter diesem Aspekt dient die Beziehungsarbeit vor allem dazu, mit den Kindern und Jugendlichen in Kontakt zu treten, Nähe herzustellen, um Vertrauen zu gewinnen und am Jugendlichen und seiner Lebenswelt „dran zu bleiben“.

In diesem Verständnis wird an die Stelle (fehlender) formaler Verbindlichkeit in der offenen Arbeit eine Verbindlichkeit über die Beziehung hergestellt und so (auch) ein Mindestmaß an Planung sichergestellt. Damit dies gelingen kann, muss die Jugendarbeiterin/ der Jugendarbeiter

- offen und unvoreingenommen auf jeden Jugendlichen zugehen
- ehrliches Interesse zeigen
- Beziehung anbieten
- dem Jugendlichen in Augenhöhe begegnen sowie
- die Nähe, Übereinstimmung und Gleichheit betonen.

Das hierfür geeignete Rollenmodell ist das eines guten älteren Kumpels oder der erfahrenen Freundin. Das zusammen genommen ist schon viel, erfordert ein hohes Maß an Geduld, Einfühlungsvermögen und innere Stabilität und ist manchmal mehr als viele Kinder und Jugendliche zuhause bekommen.

Beziehungsarbeit: Vertrauen und Vertraulichkeit

Befragt man MitarbeiterInnen der OKJA danach, was sie denn so alltäglich in ihrer Praxis machen, lautet die Antwort häufig: „Wir leisten wichtige Beziehungsarbeit“. Die Reaktion ist dann nicht selten ein müdes Lächeln, vielleicht noch die Nachfrage: „Und was machst Du da genau?“ Dies wiederum stürzt manche MitarbeiterInnen ihrerseits in Ratlosigkeit: es fällt schwer diese „Beziehungsarbeit“ konkret zu beschreiben. Dabei ist aus meiner Sicht diese Beziehungsarbeit der herausragende spezifische Beitrag der OKJA zur Sozialisation von Kindern und Jugendlichen – wenn er denn reflektiert gestaltet wird.

In der Beziehungsarbeit lassen sich zwei Gestaltungsaspekte unterscheiden:

Beziehungsarbeit als (legitimes) Mittel zum Zweck („um zu ...“),

Beziehungsarbeit als „Feld jugendlicher Entwicklung“.

Beziehungsarbeit als „Feld jugendlicher Entwicklung“ (1)

Ausgangspunkt für diesen Aspekt der Beziehungsarbeit ist die Frage: „Wozu brauchen Jugendliche PädagogInnen?“ Die gängige Sicht in der offenen Arbeit dazu könnte man etwa so zusammenfassen: Jugendliche sind autonome Subjekte, die JugendarbeiterInnen treten ihnen als sog. „RaumwarterInnen“ gegenüber, die Möglichkeits- und Erfahrungsräume schaffen. Dabei dient die gute Beziehung dem „besseren Aushandeln“. Dieser eher institutionellen Perspektive gegenüber könnte die Sicht der Jugendlichen nach den Erkenntnissen der Sozialisationsforschung dagegen eher lauten: „Ich brauche die JugendarbeiterInnen als ernst zu nehmendes erwachsenes Gegenüber, mit denen ich (fast) all das machen kann, was ich mit meinen Kumpels oder Freundinnen mache, zusätzlich aber noch das erfahre, was man nur von Erwachsenen lernen kann.“

Im Gegensatz zum pädagogischen Alltagsverständnis lernen Kinder moralische Haltungen und Werte, also etwa

- 1) den Sinn von Gerechtigkeit und Fairness,

- 2) die Bereitschaft zu teilen,
- 3) die Fähigkeit zu Perspektivwechsel und Empathie nicht aus dem Umgang mit Erwachsenen, sondern von Gleichaltrigen.

„Ihre Vorstellungen darüber, was gut und was nicht gut ist, beziehen Kinder eher von anderen Kindern und Jugendlichen. Ob es sich aber lohnt, gut sein zu wollen oder eher nicht, das lernen sie nur von den Erwachsenen...Nur im Umgang mit Erwachsenen können Jugendliche herausfinden, welche moralischen Orientierungen in der Realität Bestand haben, erfolgreich sind und Anerkennung bringen.“ (Müller 1995, S. 166)

Für die Beziehungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen folgt daraus:

- JugendarbeiterInnen sind „RepräsentantInnen“ der Welt, in der Kinder und Jugendliche aufwachsen;
- Jugendliche müssen auch erfahren können, dass die Realität etwas anderes ist als das, was sie in sich erleben;
- dazu müssen in ihren Ansprüchen an die Umwelt sowohl Erfolg als auch Scheitern erleben können;
- sie müssen auch ein Gegenüber erleben können, von dem sie Bestätigung und Anerkennung erfahren.

Das zu fördern braucht

- „erwachsene“, authentische Persönlichkeiten,
- die Kinder und Jugendliche ohne Vorbedingungen auch dann akzeptieren, wenn diese „Mist bauen“;
- die wertschätzend und konfrontativ zugleich sind.

Anmerkungen:

- 1) Für die folgenden Ausführungen verdanke ich wichtige Anregungen B. Müller (1995)

Literatur:

- Cloos, P./ Köngeter, S./ Müller, B./ Thole, W. (2007): Die Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit, Wiesbaden
- Klöver, B./ Moser, S./ Straus, F. (2008): Was bewirken (Jugend-)Freizeitstätten? – ein empirisches Praxisprojekt, in: Lindner, W. (2008): Kinder- und Jugendarbeit wirkt, Wiesbaden
- Müller, B. (1995): Wozu brauchen Jugendliche Erwachsene, In: Deutsche Jugend, Jg. 43, Heft 4, S. 160-169
- Müller, B./ Schmidt, S./ Schulz, M. (2005): Wahrnehmen können – Jugendarbeit und informelle Bildung, Freiburg 2005
- Sturzenhecker, B. (2002): Planung in der „organisierten Anarchie Offener Jugendarbeit, in: Deutsche Jugend Jg. 50, Heft 6, S. 265-270

Konkret heißt das, nicht das Gemeinsame, sondern die „Unterschiede“ zu betonen, ohne sich dahinter zu verstecken; Erwachsene/r zu sein, nicht älterer Kumpel oder erfahrene Freundin. Das hierfür geeignete Rollenmodell wäre eine reife, erwachsene, verlässliche und authentische Persönlichkeit.

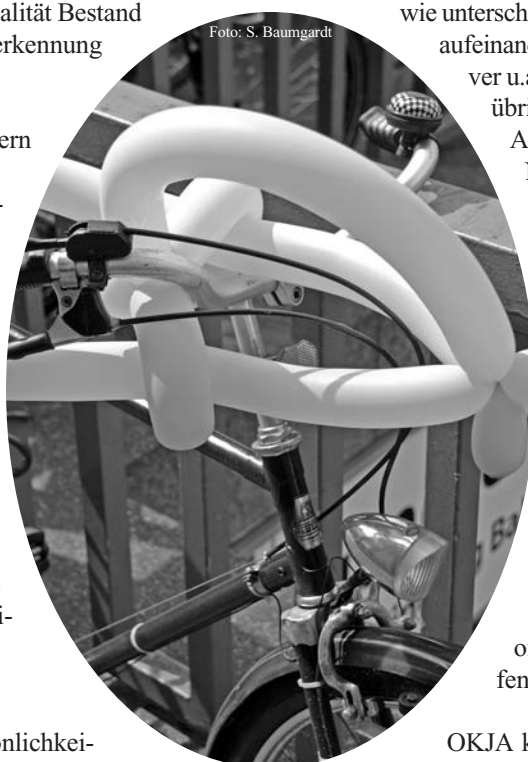
Damit stellt sich die Beziehungsarbeit als komplexe Herausforderung für JugendarbeiterInnen dar, bei der gleich mehrere Polaritäten immer wieder neu ausbalanciert werden müssen:

Nähe und Distanz, Wertschätzung und Konfrontation sowie unterschiedliche Rollenmodelle gilt es reflektiert aufeinander zu beziehen und zu gestalten. Klöver u.a. (2008, S. 145) sprechen für die OKJA übrigens sehr zutreffend vom „Spagat als Arbeitsprinzip“, das es jeden Tag aufs Neue zu bewältigen gilt. Gelingt dies, wird OKJA dem Anspruch gerecht, neben Familie und Schule als dritte Sozialisationsinstanz in ihrer Bedeutung für eine gelingende Entwicklung von Kindern und Jugendlichen ernst genommen zu werden.

Fazit

Die „alten“ Schlüsselbegriffe zur Beschreibung dessen, was OKJA ausmacht, sind weiterhin gültig und hochaktuell, um den inhaltlichen Kern offener Arbeit angemessen und zutreffend zu beschreiben.

OKJA kann ihre zentralen Funktionen als Sozialisationsfeld für Kinder und Jugendliche aus sich heraus darstellen und begründen und muss dies weder in Abgrenzung zu anderen Feldern tun noch diese kopieren. Die gesellschaftlichen und pädagogischen Funktionen OKJA bleiben auch in Zukunft wichtig.



Willy Klawe,



Diplomsoziologe, war bis Ende März 2015 Professor an der Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie in Hamburg und ist wissenschaftlicher Leiter des Hamburger Instituts für Interkulturelle Pädagogik (HIIP). Kontakt: www.hiip-hamburg.de.